

Ute Hallaschka

Im Garten Eden

Zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Louise Glück

Seit 28 Jahren schreibe ich nun für diese Zeitschrift – aber noch niemals fiel mir ein Beitrag so schwer wie der folgende.

Es lässt sich nicht beschreiben, was ich zu sagen versuche. Man müsste es singen, malen, aufführen ... Über ein Bild kann man sprechen mit Worten, auch über Musik. Doch wie spricht man von einem Gedicht – oder gar mehreren – so, dass es ihm gerecht wird? Kann man es nicht eigentlich nur dichterisch besprechen?

Der zweifache Grund, warum Poeten so ungern ihre Schöpfungen erklären, ist die Tatsache der absoluten Überflüssigkeit. Erstens ist das Gedicht ja schon da und spricht für sich. Zweitens wird es immer weniger, wenn man ihm prosaisch gedanklich zu Leibe rückt. Das kann gar nicht anders sein. Der Logos der Lyrik schweigt in der Interpretation. Das ist ein diktatorisches Dilemma. Warum eigentlich? Nun, weil es wohl eine elitäre Ästhetik wäre, (sich) zu sagen: Wenn du's nicht so verstehst, wie's da geschrieben steht, verstehst du's eben nicht! Dann musst du wohl so lange in dich gehen und das Gedicht an dir arbeiten lassen, bis du auf seine Höhe kommst. Seine Augenhöhe. Sehend und einsehend seine Bilder.

Ja, das wäre möglich und würde vielleicht eine ganz neue Sorte Verstand schulen. Die ist in Wirklichkeit natürlich eine alte Sorte – die der Lese und Schau. Dennoch täte es unserem ungeduldigen Zeitgeist-Verstand sicher gut, derart lyrisch zu weiden. Einfach Augen,

Ohren, Herz und alle Sinne offen, gemütlich wie ein Schaf, ein Gedicht zu grasen, so lange, bis es sich verdaut zeigt. Wir würden uns an das gewöhnen können, was Rudolf Steiner »Erkenntnismut« nennt¹ (und den bräuchten wir gerade so dringend), nämlich einfach geistig offen, entgegenzunehmen, in sich hineinzulassen, was den Intellekt überfordert – im Vertrauen darauf, dennoch urteilsfähig zu sein. Inhalte, die unfassbar scheinen, mit der Güte des eigenen geistigen Vermögens begleiten. Wie Gefährten, wie Freunde, mütterlich.

Ich habe kürzlich die Neuerscheinung des wundervollen Buches von Helen Keller gelesen: »Teacher. Meine Lehrerin Anne Sullivan Macy« (Stuttgart 2018). Darin beschreibt die blinde, taubstumme Protagonistin, wie sie als siebenjähriges Kind zu geistigem Leben erweckt wurde, durch ihre Lehrerin. Diese buchstabierte ihr neben Begriffen vor allem Gedichte in die Handfläche. So tastete sich das Kind aus dem absoluten Dunkel sinnlich-lyrisch an die Welt heran. Sie lernte sehen, hören, denken und sprechen durch Dichtung. Selbst Farbvorstellungen erwarb die Blinde in unglaublicher Vielfalt durch die Sprache des Gedichts.

Wir nähern uns. Wir nähern uns dem Thema, um das ich schleiche, wie die Katze um den Brei ... Es ist ein Buch. Ein Gedichtband. Ein Band in die geistige Welt. Es sind, wie Goethe sagt, »gemalte Fensterscheiben«² der Imagination. Sie führen den Blick hinaus in einen



Garten. Dort findet Handlung statt, ein Drama. Ein Lust- und Trauerspiel. Es sind Dialoge, ausschließlich Dialoge, die diese Gedichte führen.

Es hat lange gedauert, bis in Deutschland ein Werk der amerikanischen Literaturnobelpreisträgerin Louise Glück zu haben war. Kein Mensch hat offenbar mit ihr gerechnet. Erst 2008 erschien in der Sammlung Luchterhand eine zweisprachige Ausgabe von ›Wilde Iris‹.³ Für dieses Werk hatte sie zuvor bereits den Pulitzer-Preis erhalten. Die Dichterin lehrt an den Universitäten von Yale und Stanford, sie lebt in Cambridge, Massachusetts. Ihre Übersetzerin Ulrike Draesner ist ebenfalls Lyrikerin, Romanautorin und Essayistin. Nach zehn Jahren in England lehrt sie heute literarisches Schreiben in Berlin und Leipzig. Draesners Zitat auf dem Buchumschlag bringt auf den Punkt, was die

54 Gedichte von ›Wilde Iris‹ leisten: »Blumen sprechen hier selbst, als Ich, über ihre Art, auf (und in) dieser Erde zu sein.«

Das Besondere an dieser Lyrik ist die buchstäbliche *Performance*. Nicht Glück spricht durch die Blume, und sie lässt auch nicht Blumen sprechen. Diese sprechen *selbst*. Das lyrische Ich erscheint hier als der Gärtner. Manchmal mit der Stimme der Autorin, dann wieder im Dialog mit »John« und »Noah«, die unmittelbar eingreifen in die poetische Entstehung. Schließlich wäre da noch Gott. An- und ausgesprochen. Aber gerade seine Stimme verhält sich wundervoll. Es ist ein fließender Übergang, in dem sich das Göttliche ausspricht. Staunenswert, wie der Leser sich zu einer Ortung entscheiden muss. Fleht da ein Pflänzchen und hält das menschliche Gegenüber für seine Gottheit? Ist das Appell oder Ironie, ein Witz oder ein Gebet? Oder spricht in der Pflanze sich ein Dialog mit dem Göttlichen aus, in dem ich nur Zuhörer bin? Kann ich überhaupt mitreden in diesem kosmischen Dialog? Wer bin ich? Hier und Jetzt? Und wer bist du?

Der Spiegel des Gewissens

Ich werde hier untergehen. Aber das macht nichts. Sich einmal so vollständig einem Text zu überlassen, an seinen Vorwurf hinzugeben, dass man darin untertaucht wie ein Stein im See. Mit allem kritischen Verstand, wach und bewusst zu versinken, sich zu versenken. Eben das hat Glück getan. Also will ich es auch tun. Einzulösen, was Ingeborg Bachmann im letzten Gedicht vor ihrem Tod, ›Keine Delikatessen‹, eingefordert hat. Zu Beginn: »Soll ich / eine Metapher ausstaffieren mit einer Mandelblüte, / die Syntax kreuzigen / auf einen Lichteffect, / wer wird sich den Schädel zerbrechen / über so überflüssige Dinge –«. Dann, im Mittelteil: »Soll ich / einen Gedanken gefangen nehmen, / abführen in eine erleuchtete Satzzeile, / Aug und Ohr verköstigen / mit Worthappen erster Güte? / Erforschen die Libido eines Vokals, / ermitteln die Liebhäberwerte unserer Konsonanten?« Und am Ende: »Soll doch. Sollen die andern. / Mein Teil es soll verloren gehen.«⁴



*Louise Glück (*1943)*

Dieses Verlorengehen, ganz ohne Metaphern, ohne Germanistik, auch ohne Ausbeute oder Erfolg, ins Dunkel der Erde, wo Tod und Leben beieinander wohnen – ist das nicht die Natur der Muße? Die wirkliche Natur des Daseins, in dem man untertaucht ... Das war es, was so viele Menschen unwillkürlich im ersten Jahr der Corona-Zeit, die ja keineswegs vorüber ist, als hilfreich erfuhren. Als erste, letzte und sicherste Instanz in den Wirren des Tages. Die wirkliche Stimme der Dinge, die plötzlich alles andere als materiell erscheinen, das partnerschaftliche Gespräch mit dem Kosmos. Diese Renaissance steht an, als ganz neue Kulturstufe. Wer daran teilnimmt, erfährt eine Gewissheit, die Gewissen ist. Dazu Rudolf Steiner: »Und so ist eigentlich die Pflanzenwelt der äußere Naturspiegel des menschlichen Gewissens. Man kann sich nichts Poetischeres denken, als diese

im Innern wie aus einem Punkt herauskommenden Gewissensstimmen verteilt zu denken auf die mannigfaltigsten Pflanzenblütenformen, welche die Jahreszeiten hindurch uns in der mannigfaltigsten Weise zur Seele reden. Die Pflanzenwelt ist der ausgebreitete Spiegel des Gewissens, wenn wir nur die Pflanzenwelt in der richtigen Weise anzusehen wissen.«⁵

Louise Glück gelingt das – das, was menschliche Seele ist, nicht der Natur zu unterstellen, sondern umgekehrt, umgestülpt, ausgebreitet als Umgebung sich kreatürlich äußern zu lassen. Im Bewusstsein – dies ist unser Garten – und nirgendwo sonst wächst Menschlichkeit. Ich werde in diesem Garten vor mich hin gehen. Nicht um etwas auszugraben allerdings, nur um zu pflücken. Ein Blumenstrauß, wie in der Kindheit. Ich erinnere mich: Es gab kein größeres Vergnügen. Die Blumen riefen von al-

len Seiten und verlangten danach, gepflückt zu werden. Dagegen stand das Erwachsenenegbot, sie »leben« zu lassen. Aber ich fühlte ihr wohliliges Empfinden, wenn ich sie brach, ich hörte es einfach – sie sprachen schließlich ... Immer hatte ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich so viele überhören musste.

Eben so erntet Louise Glück ihre Gedichte. Es ist der kongenialen Übersetzung zu verdanken, dass diese Geschöpfe auf Deutsch keinen Schaden nehmen. Ulrike Draesner versucht erst gar nicht, ihnen eine neue Form überzustülpen. Sie hält sich streng an die Vorlage, und was so wortwörtlich entsteht, ist wie eine Art Prosa-kern der Dichtung. Eine Konzentration wie in der Samenbildung. So wird freigelegt, was man als nicht-muttersprachlicher Leser unmöglich in aller Feinheit verstehen könnte. Intellektuell entlastet lässt sich in den amerikanischen Originalen herzlich Auferstehung erleben. In diesem bewussten Zurücknehmen, dem Verzicht der Übersetzerin auf eine eigenwillige Formgebung, liegt Demut als schöpferische Geste.

Die Kindheit der Seelenwelt

So! Nun bin ich in der Kindheitslage. Gebe Gott, dass der Redakteur versteht, dass es nicht mit meinem Gewissen zu vereinbaren ist – sowohl der Autorin als auch dem Leser gegenüber – auch nur eine einzige Zeile weniger zu zitieren! Dabei beschränke ich mich auf das Notwendige. Als erste spricht die ›Wilde Iris‹ vom kreatürlichen Bewusstsein des Todes – in der vermeintlich letzten Strophe heißt es: »Euch, die ihr euch nicht erinnert / an den Übergang aus der anderen Welt, / sage ich, ich konnte wieder sprechen: was immer / zurückkehrt aus dem Vergessen, kehrt zurück, / um eine Stimme zu finden:« (S. 7). Eigentlich könnte es damit zu Ende sein. Das geschieht andauernd, in vielen Gedichten, das Gefühl der Zufriedenheit mit einem abschließenden Wort ist so stark, dass man glatt den Doppelpunkt übersieht. Doch die Iris endet auf der nächsten Seite so: »... aus der Mitte meines Lebens sprang / eine hohe Fontäne, tiefblaue / Schatten auf Meeresazur.« Im Original zergeht dieses Blau auf der Zunge.

Dagegen spricht der Mohn auf menschliche Weise (S. 65). Die Schöpfung zeigt sich hier bemüht, den Menschen zu verstehen – und aktuell könnte es scheinen, tatsächlich beherrsche sie das besser, als wir ihr gegenüber.

Der Blutrote Mohn

Es ist herrlich,
völlig geistlos
zu sein. Gefühle:
oh, die hab ich; die
beherrschen mich. Ich hab
einen Herrn im Himmel,
Sonne sein Name, ihm
öffne ich mich, ihm zeig ich
das Feuer meines Herzens, Feuer,
das seiner Gegenwart gleicht.
Was könnte solche Herrlichkeit
andres sein
als ein Herz? Oh Brüder und Schwestern,
wart ihr einmal wie ich, vor langer Zeit,
bevor ihr Menschen wurdet? Habt ihr
euch einmal erlaubt,
euch zu öffnen, um es danach
nie wieder zu tun? In Wahrheit
spreche ich jetzt
auf eure Art. Ich spreche,
weil ich am Boden zerstört bin.

Ähnlich kritisch äußern sich die Feldblumen, (S. 63): »Was hast du gesagt? Dass du ewiges / Leben willst? Sind deine Gedanken / wirklich so überaus fesselnd? Uns / übersiehst du jedenfalls, hörst uns nicht zu [...] Deine armselige / Vorstellung von Himmel: keinerlei / Wandel. Besser als die Erde? Wie / willst ausgerechnet du das wissen, wo du weder / hier bist noch dort, während du mitten unter uns stehst.« So gibt es viele andere Stimmen, liebliche und zärtliche. Die Silberlilie (S. 125): »Kannst du es sehen, überm Garten geht der Vollmond auf. / Den nächsten Vollmond werde ich nicht mehr sehen. // Im Frühling bedeutete das Aufgehen des Mondes, / dass die Zeit endlos war. Schneeglöckchen / öffneten und schlossen sich, in blassen Strudeln / wehten die traubigen Samen der Ahornbäume herab.

/ Weiß über weiß stieg der Mond über der Birke auf. / Und in der Gabelung, wo der Baum sich teilt, / die Blätter der ersten Narzissen, im Mondlicht /weiches Silbergrün ...«

Wer das Schattenbild nicht lesen kann, könnte meinen, die Narzissen wachsen im Baum ... Es ist oft eine nächtliche Rede, welche die Pflanzen mit dem Menschen führen. Wer sich je gefragt hat, wie es sich anfühlen mag, mit einem weichen grünen Stängelchen durch den winterhart gefrorenen Boden zu brechen, der wird den freudigen Zuruf des Schneeglöckchens auf S. 19 verstehen »... scheu, ja, doch wieder unter euch / rufe ich ja wagt Freude // im rauen Wind der neuen Welt.«

Der Blaustern hält uns für Idioten, weil wir nichts vom organischen Wachsen verstehen. Der Weißdorn vermutet, dass es Leidenschaft ist und Wut, die uns ins giftige Feld fliehen lassen, wo wir alles verlieren, was sich kosmisch einst in uns sammelte. Und was Gott dazu sagt (S. 87), am Ende des Sommers, ist: »... Würdet ihr die Augen öffnen, / würdet ihr mich sehen, ihr würdet / die Leere des Himmels sehen, / gespiegelt auf Erden, die Felder /wieder leer, leblos, schneebedeckt - // dann weißes Licht / nicht länger verkleidet als Materie.« Aber es könnte auch der Sommer selbst gewesen sein, der sich so äußert, die Seele der Erde, am Ende unser eigenes Ich. Keine Metapher, nirgends, und darum brauchen wir das Bild der Leere nicht durch Be-Deutung zu verunstalten, sondern können es wirken lassen, wie es ist.

Das letzte Wort sollen die Gänseblümchen haben (S. 85). Wie sie eben sind, ihre Rede ist unverblümt und humorvoll:

Gänseblümchen

Nur zu: sag, was du denkst. Der Garten ist nicht die wirkliche Welt. Maschinen sind die wirkliche Welt. Sag offen, was jeder Narr in deinem Gedicht lesen kann: es ist sinnvoll, uns aus dem Weg zu gehen, der Nostalgie zu widerstehen. Er ist

nicht modern genug, der Klang des Windes, wenn er eine Wiese von Gänseblümchen bewegt: der Verstand kann nicht glänzen, wenn er ihm folgt.

Und glänzen will der Verstand [...] Niemand will Impressionen aus der Natur hören: man wird dich wieder verlachen; Hohn ausschütten über dir.

Übrigens, was du heute Morgen wirklich hörst: überleg es dir gut bevor du einer Menschenseele erzählst, was in diesem Feld gesagt wurde, und von wem.

Nun, das gilt für uns alle und es ist, wie zu Beginn gesagt, eine Frage des Erkenntnismutes. Louise Glück hat den Nobelpreis erhalten, aber ihre lyrischen Geschöpfe wurden von der Kritik dennoch mit Spott und Hohn überschüttet.

Der erwachsene nüchterne Teil unserer Verstandeskräfte mag sie für naiv halten und ihren Kunstwert bezweifeln. Doch wer ein Herz hat im Denken, dem wird es beim Lesen wieder und wieder – blühen ... dass es weint. Vor Schmerz, Mitgefühl und tiefster Rührung. Vor Kummer, Freude und Seligkeit. Blumen sind die Kindheit der Seelenwelt, und in dieser liegt das Wachstum des Geistes.

Ute Hallaschka ist Eurhythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin.

1 Vgl. Rudolf Steiner: ›Esoterische Unterweisungen für die erste Klasse der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft am Goetheanum 1924‹ (GA 270/1), Dornach 1999, S. 11ff.

2 Johann Wolfgang von Goethe: ›Werke‹, Hamburger Ausgabe Band I, München 1982, S. 326.

3 Louise Glück: ›Wilde Iris. Gedichte‹, übers. von Ulrike Draesner, München 2008.

4 Ingeborg Bachmann: ›Keine Delikatessen‹, in: ›Neue Deutsche Hefte‹ Nr. 199 (1988), S. 488f.

5 Rudolf Steiner: ›Der Mensch als Zusammenklang des schaffenden, bildenden und gestaltenden Weltenwortes‹ (GA 230), Dornach 1993, S. 185.